

Uwe Meixner · Albert Newen (eds.)

Logical Analysis and History of Philosophy

Philosophiegeschichte und logische Analyse

Focus:
Philosophy of Mind
Schwerpunkt:
Philosophie des Geistes

mentis

Paderborn

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2007 mentis, Paderborn
(mentis Verlag GmbH, Schulze-Delitzsch-Straße 19, D-33100 Paderborn)
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Satz: Rhema – Tim Doherty, Münster [ChH] (www.rhema-verlag.de)
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 978-3-89785-159-7
ISSN 1617-3473

für äquivalent. Sokrates zeigt aber, daß das zu bekommen, was einem gut zu sein scheint und auch die Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse nicht in jedem Falle die Erfüllung der eigenen Wünsche darstellt. Weder (B) noch (C) bedeuten (A). Sokrates vertritt These (A) im „Protagoras“ und widerlegt Thesen (B) und (C) im „Gorgias“ (62f.). Modale Freuden werden, wie gesagt, in der Ausübung intrinsisch wünschenswerter Fähigkeiten empfunden. Für Sokrates ist nun auch das Gutsein selbst eine Fähigkeit, die der tugendhafte Mensch um ihrer (nämlich um seiner) selbst willen ausübt („Apologie“ 28b). Das tugendhafte und das angenehme Handeln sind für Sokrates deshalb dasselbe. Der scheinbare Widerspruch verschwindet: „Thus Socrates can make both pleasure and virtue the chief good for human beings, relieving the tension between ... Socrates the hedonist and Socrates the virtue supremacist“ (128).

Eine Konsequenz der Interpretation der modal-hedonistischen Auffassung im „Protagoras“ ist die Einsicht, daß diese Auffassung offenbar auch ein Element der generellen platonischen Konzeption des Gutseins darstellt, die als sokratischer Intellektualismus bekannt ist. Das Gutsein (arete) ist für Platons Sokrates eine bestimmte Art von Wissen. Um welche Art von Wissen es sich genau handelt, ist bekanntlich eine der schwierigsten Fragen der Platonforschung. Rudebusch geht darauf nicht näher ein ([ix], 96). Die Interpretation des sokratischen modalen Hedonismus leistet dennoch ihren Beitrag zur Erhellung des Gutseins. Das Gutsein zeichnet sich für Sokrates vor allem durch die Fähigkeit aus, Täuschungen erkennen und überwinden zu können. Nun faßt Platon auch Wünsche und Emotionen als intentionale und wahrheitsdefinite mentale Zustände auf (im Spätwerk kommt Platon auf diesen Gedanken zurück, vor allem im „Philebos“). Auch über diese Zustände können wir uns Platon zufolge also täuschen; bloße Empfindungen sind nicht wirklich das, was angenehm und also wünschenswert ist. Empfindungen sind für Sokrates repräsentationale Zustände; sie können daher auch wahr oder falsch sein. Die Meßkunst im „Protagoras“ ist nun die Fähigkeit, richtige, repräsentationale Empfindungen hervorzubringen. „For the Socratic hedonist, bodily sensations are not identified with but merely represent objects or activities that constitute value. And bodily sensations are imperfect as representations – misleading, disorienting, vacillating, unsafe. A metric skill would provide perfect representations – true, oriented, constant, safe“ (92). (Das ist auch der entscheidende Unterschied zu einem Hedonismus Benthamischer Prägung).

Die Einsicht in ‚falsche Freuden‘, nämlich in nur vermeintlich wünschenswerte Empfindungen gehört daher wesentlich zum sokratischen Gutsein. Damit erklärt sich im übrigen auch die große Bedeutung der Auseinandersetzung mit Protagoras (30), den Platon die gleichsam illusionistische Gegenauffassung vertreten läßt, der zufolge die Aufklärung möglicher Täuschungen müßiges Spiel ist („Theaitet“ 152e, 167b–d). Mit Rudebuschs Enträtselung des modalen, quasi-intellektualistischen Hedonismus im „Protagoras“ ist das anti-hedonistische Dogma der klassischen Platonforschung verabschiedet. „Socrates, Pleasure, and Value“ besticht durch Präzision; die Lektüre bereitet im besten modal-hedonistischen Sinne wahre Freude.

Jörg Hardy, Freie Universität Berlin

Wolfgang Spohn, Peter Schroeder-Heister und Erik J. Olsson (Hrsg.): *Logik in der Philosophie*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren 2005, ISBN: 3935025661; EUR 39.80 (paperback); 396 Seiten

Logik ist ein konstitutiver Teil der Philosophie. Sie ermöglicht die objektive, allgemeine, vollständige und möglichst wenig redundante Darstellung von Argumenten. Sie unterstützt die Darstellung und Analyse komplexer Strukturen und kann darüber hinaus die Aus-

drucksmöglichkeiten der natürlichen Sprache erweitern. Logik ist damit mehr als nur irgendein Werkzeug, sie spielt eine wesentliche Rolle bei der Bestimmung und Lösung philosophischer Probleme – auch wenn sich philosophische Reflexion nicht schon in logischer Analyse und Argumentation erschöpft. Umgekehrt ist die Philosophie von großer Bedeutung für die Logik, insofern die Logik gerade im Zuge der Auseinandersetzung mit philosophischen Problemen fortlaufend entwickelt wird.

Das Zusammenspiel von Logik und Philosophie wird in einführenden Logik-Lehrbüchern selten erörtert. Ulrich Nortmann kritisiert in der Einleitung seines *anderen* Lehrbuchs „Sprache, Logik, Mathematik“¹, dass zumeist viel Raum mit Übungen zum *natürlichen Schließen* verschwendet wird, anstatt überhaupt in die philosophisch interessanten Dimensionen der Logik vorzudringen. Bei ambitionierten Studenten werde so kein Interesse für die Logik geweckt; im Gegenteil werde dadurch, dass die Übungsbeispiele oftmals „ans Alberne grenzen“, sogar der Eindruck vermittelt, Logik habe es mit „belanglosen Spielereien und unnötigen Formalitäten“ zu tun. Buchhalterkunst.

Dieser Eindruck kann mithilfe des von Wolfgang Spohn, Peter Schroeder-Heister und Erik Olsson herausgegebenen Sammelbands „Logik in der Philosophie“ korrigiert werden. „Logik in der Philosophie“ war der Titel einer Forschergruppe, welche von 1997 bis 2003 durch die DFG gefördert wurde. Sie war die erste DFG-geförderte Forschergruppe im Bereich Philosophie überhaupt. Ihre Projekte waren durch eine *methodologische Klammer* verbunden; es wurde jeweils die genuin logische Komponente eines philosophischen Problems behandelt. Das Buch „Logik in der Philosophie“ ist nun keine Zusammenstellung von Forschungsberichten, sondern eine an Beispielen orientierte, einführende Darstellung der Rolle der Logik in der Philosophie. Sein Zweck ist es, die methodologische Klammer der Forschergruppe plausibel zu machen. Die einzelnen Artikel sollen – soweit möglich – drei Kriterien erfüllen: (1) Jeder Artikel soll hinsichtlich des gegebenen Rahmenthemas interessant sein; er soll die logische Komponente wenigstens eines philosophischen Problems aufdecken und zeigen, welche Rolle die Logik bei der Bearbeitung dieses Problems spielt. (2) Die Lektüre der Artikel kann anspruchsvoll sein, sie soll aber außer der Kenntnis der logischen Grundbegriffe kein tiefgehendes logisches und philosophisches Wissen erfordern. Der Formelaufwand bleibt gering, auch wenn nicht vollständig auf Formeln verzichtet wird. (3) Die Artikel dürfen offenbar nur kurz sein. Sie umfassen zwischen neun und 37 Textseiten. So konzipiert richtet sich der Sammelband gerade an die Philosophiestudenten, die – Nortmann zufolge – durch die herkömmlichen Logik-Lehrbücher allein nicht hinreichend bedient werden (oder sind).

Kommen wir zum Inhalt. Nach Erik Olssons *Einleitung* gibt Walter Hoering (*Logik in der Philosophie. Ein historischer Abriss*) einen knappen Überblick über die Geschichte der philosophischen Logik. Der Aufsatz beginnt mit einem personenorientierten Durchlauf von Aristoteles bis David Lewis; es folgen ein themenorientierter Durchlauf und einige Bemerkungen über die Entwicklung logischer Begriffe und Verfahren. Die problembezogene Darstellung wird von Hans Kamp (*Zeit, Existenz, Modalitäten und das Cogito*) eröffnet. Sein Beitrag hat mindestens drei wichtige Pointen: Erstens *gibt* es nicht die Logik. Am Beispiel der Frage nach dem ontologischen Status von Gegenständen in der Vergangenheit und Zukunft zeigt Kamp, dass die Logik nicht so etwas wie ein fertiges Werkzeug ist. Im Gegenteil werden logische Formalismen erst in der Auseinandersetzung mit philosophischen Problemen entwickelt, wobei die Entwicklung eines Formalismus und die inhaltliche Erörterung nicht immer klar zu trennen sind. Zweitens gibt es nicht *die* Logik. Mit Verweis auf dynamische Semantiken und Zeitlogiken zeigt Kamp, dass verschiedene, domänenspezifi-

¹ Ulrich Nortmann: Sprache, Logik, Mathematik: Eine andere Einführung in die Logik, Paderborn: Mentis 2003.

sche Logiken und Axiomensysteme entwickelt werden. Die Bewertung eines Arguments als gültig oder ungültig findet im Rahmen eines solchen Systems statt; konkurrierende logische Systeme führen zu unterschiedlichen Bewertungen. Drittens beschränkt sich Logik nicht auf die Formalisierung natürlich-sprachlicher Argumente und deren Bewertung. Kamp formuliert einige sehr einfache Prinzipien, welche Eigenschaften von Einstellungszuschreibungen und deren Existenzpräsuppositionen betreffen; außerdem führt er ein Prinzip der *unmittelbaren Analytizität* ein. Auf der Grundlage dieser Prinzipien rekonstruiert Kamp Descartes Cogito-Argument als ein nicht nur logisch gültiges, sondern sogar *psychologisch zwingendes* Argument. Er zeigt damit, dass die formale Ausarbeitung eines Arguments nicht allein von einer natürlich-sprachlichen Vorlage abhängig sein muss und dass die formale Spezifikation zu einer weitergehenden Bewertung als der im engeren logischen Sinne beitragen kann.

Im Gegensatz zu Kamp konzentrieren sich die anderen Beiträge auf die Darstellung jeweils eines einzigen philosophischen Problems. Zimmermann, Spohn, Olsson und Rott beschäftigen sich mit Themen der Erkenntnistheorie. Thomas Ede Zimmermann (*Meinen und Zweifeln*) analysiert die skeptische Selbsterkenntnis „Ich könnte mich irren!“. Er zeigt, dass „Ich könnte mich irren“ unter einer nahe liegenden Interpretation von „ich könnte“ – nämlich im Sinne von „es ist möglich im Rahmen der doxastischen Alternativen des Sprechers“ – widersprüchlich ist. Er schlägt eine alternative Interpretation vor, die die Konsistenz des skeptischen Zweifels gewährleistet. Darauf aufbauend entwickelt er den Begriff der absoluten doxastischen Sicherheit und legt damit die Grundlage für die Bestimmung der Kriterien absolut gesicherten Wissens. Wolfgang Spohn (*Induktion*) beschreibt das Induktionsproblem als ein Problem der Dynamik doxastischer Zustände: Ein induktives Schema erzeugt für Folgen von Daten doxastische Zustände, die über diese Daten hinausgehen. Ein induktives Schema wird durch Angabe eines doxastischen Anfangszustand und eines Gesetzes der Dynamik doxastischer Zustände bestimmt. Spohn zeigt, dass man mit formalen Methoden zu allgemeinen Regeln solcher Dynamiken vorstoßen kann, um damit die Grundlagen für weitergehende empirische Untersuchungen und rationalitätstheoretische Bewertungen zu legen. Auch Erik Olsson (*Meinen und Entscheiden*) beschäftigt sich mit Induktion. Er erörtert, inwiefern das Problem der Akzeptabilität induktiv gewonnener Hypothesen gewinnbringend als ein Bayessches Entscheidungsproblem aufgefasst werden kann. Hans Rott (*Meinen und Wissen*) erinnert, dass die Erkenntnistheorie die Kriterien des Wissens und nicht des bloßen Meinens zum Gegenstand hat. Wissen unterscheidet sich von Meinung unter anderem darin, dass es „in wahrheitsgerichteten Prozessen tatsächlicher, versuchter oder auch nur hypothetischer Meinungsänderung *stabil* bleibt“. Um den Begriff der Stabilität zu konkretisieren, muss eine Theorie des Wissens auf einer Theorie der Meinung respektive der Meinungsänderung aufsetzen. Die Logik dient der Erkenntnistheorie, indem sie formal ausgearbeitete, dynamische Meinungstheorien bereitstellt. Umgekehrt profitiert die Logik von der Erkenntnistheorie, da Unterscheidungen, die in der Erkenntnistheorie getroffen wurden, schon zur Klassifikation von Meinungstheorien verwendet werden können. Rott belegt letzteres, indem er die Unterscheidung fundamentalistischer und kohärentistischer Ansätze von der Erkenntnistheorie in die Meinungstheorie vorverlegt.

Die Beiträge von Kupffer, Halbach, Schroeder-Heister und Contu beschäftigen sich mit Bedeutung, Wahrheit und Folgerung. Manfred Kupffer (*Bedeutung und Analyse*) expliziert die Bedeutung von „Bedeutung“ im Sinne der Mögliche-Welten-Semantik. Er demonstriert damit, was eine Bedeutungsexplikation ist, und macht klar, dass es – aufgrund der im Zuge der Explikation vorgenommenen Idealisierung – verschiedene, miteinander konkurrierende Bedeutungsexplikationen geben kann. Volker Halbach (*Wahrheit*) diskutiert Spezifikationen des Wahrheitsbegriffs. Er vergleicht deflationistische mit inflationistischen Ansätzen und erläutert mit Verweis auf formale Analysen, dass Wahrheitstheorien sowohl der einen

als auch der anderen Art entweder sehr schwach sind oder unerwünschte Konsequenzen haben. Peter Schroeder-Heister und Patrizio Contu (*Folgerung*) widmen sich der Definition des Konsequenzbegriffs. Sie stellen zunächst den modelltheoretischen und den beweistheoretischen Konsequenzbegriff dar und erklären, dass sich eine modelltheoretische und eine beweistheoretische Semantik in kritischer Weise unterscheiden, derart nämlich, dass sie zu verschiedenen logischen Gesetzen führen. Beiden Semantiken ist gemein, dass in ihnen die Konsequenzrelation als unabhängig von inhaltlichen Erwägungen definiert wird. Dies, so Schroeder-Heister und Contu, sei für das hypothetische Rasonnieren nicht unbedingt adäquat: Wenn beispielsweise aus einer empirischen Theorie H eine Voraussage A abgeleitet wird, so geschieht dies gemeinhin vom dem Hintergrund bestimmter inhaltlicher Rahmenhypothesen R . Gemäß einem universellen Konsequenzbegriff werden die zu überprüfende Theorie H und die Rahmenhypothesen R als gleichberechtigte Annahmen der Folgerung auf A behandelt. Tatsächlich sind H und R aber nicht gleichberechtigt; wenn H mittels der Konsequenz A überprüft wird, dann steht nur H , nicht aber R zur Disposition. Es sollte im deduktiven Rahmen möglich sein, verschiedene Sorten von Hypothesen unterschiedlich zu behandeln – selbst wenn die Unterscheidung der Hypothesensorten allein pragmatisch motiviert ist. Der Konsequenzbegriff sei in dieser Hinsicht zu entwickeln.

Die letzten vier Aufsätze haben Themen der Ontologie zum Gegenstand. Wolfgang Benkewitz (*Gegenstände*) behandelt das Problem der Wesensbestimmung von Gegenständen. Das Wesen eines Gegenstandes ist bestimmt durch die Gesamtheit seiner wesentlichen Eigenschaften. Gegeben einige Einschränkungen bezüglich dieser Eigenschaften ist eine Eigenschaft genau dann für einen Gegenstand wesentlich, wenn er sie notwendigerweise besitzt. Wesentlichkeit wird mit Notwendigkeit identifiziert, womit die Frage nach dem Grund der Wesentlichkeit einer Eigenschaft allerdings noch nicht beantwortet ist. Diesen Grund verortet Benkewitz in einer substantiellen Gegenstandsklassifizierung: „Der Grund für die Wesentlichkeit einer Eigenschaft (im engeren Sinne) für ein Objekt ist die Gegenstandsart, der dieses Objekt angehört.“ Es gilt infolgedessen, den Status der vorausgesetzten substantiellen Klassifikation – ergo: des durch die empirische Welt nicht vollständig bestimmten Systems der Begriffen, die wir auf Gegenstände anwenden – zu erörtern. Im Zuge der Behandlung des Verhältnisses von physischen und mentalen Ereignissen diskutiert Holger Sturm (*Reduktion und Supervenienz*) verschiedene Explikationen von „Reduktion“ und „Supervenienz“. Reinhard Kahle (*Unendlichkeit*) gibt eine kurze geschichtliche Darstellung über den Begriff des aktual Unendlichen. Im letzten Beitrag rekonstruiert und diskutiert André Fuhrmann (*Existenz und Notwendigkeit*) Kurt Gödels Version des ontologischen Gottesbeweises. Fuhrmann führt damit beispielhaft vor, wie der Beweis einer philosophischen Hypothese präzise, unter Aufdeckung aller Prämissen geführt werden kann. Außerdem erläutert er die Möglichkeiten, einen solchen Beweis inhaltlich zu kritisieren. Gödel bestimmt den Begriff der *positiven Eigenschaft* durch einige Axiome und definiert darauf aufbauend die positive Eigenschaft G als die Eigenschaft, alle positiven Eigenschaften zu besitzen. Davon ausgehend beweist Gödel, dass erstens eine Instanziierung von G möglich ist, dass es zweitens notwendigerweise nur eine Instanziierung von G geben kann, dass drittens, wenn eine Instanziierung von G möglich ist, es eine solche Instanziierung notwendigerweise gibt und dass es also viertens notwendigerweise genau eine Instanziierung von G gibt. Gödel beweist damit die notwendige Existenz eines Gottes unter der Voraussetzung, dass es möglich ist, sein Axiomensystem als Teil einer theologischen Theorie zu betrachten und die Eigenschaft G als *Göttlichkeit* im traditionell vorgegebenen Sinne zu interpretieren. Dagegen scheint prima facie nichts zu sprechen – allein: es wird nicht bewiesen.

Das Buch ist anregend und gut lesbar. Natürlich kann man das eine oder andere bemängeln: Die Kriterien der Interessantheit, *self-containedness* und Kürze werden nicht

immer gleich gut erfüllt. Der Artikel über Unendlichkeit ist oberflächlicher als die anderen; der Artikel über Wahrheit geht an einigen Stellen sehr schnell vor; der historische Abriss von Walter Hoering ist lässig geschrieben, und man kann ihn für zu lässig geschrieben halten. Die Abbildungen in Ede Zimmermanns Artikel sind zum Teil falsch und damit – selbst wenn wir ihre gestalterische Qualität außer Acht lassen – nicht, wie sie sein sollten. Fehler wie die in den Abbildungen sind allerdings nicht besonders verwirrend; sie lassen sich leicht feststellen und korrigieren. Trotz solcher Mängel macht das Buch klar, dass die Entwicklung logischer Formalismen eine philosophische Forschungsmethode ist und dass Formalisierungen und die Entwicklung von Formalismen vom Philosophen nicht einfach delegiert werden können. Damit erfüllt das Buch seinen Zweck.

Hans-Christian Schmitz, Universität Frankfurt am Main

Cass R. Sunstein: *Laws of Fear: Beyond the Precautionary Principle*. Cambridge: Cambridge University Press, 2005, ISBN: 0-521-61512-7; £15.99, EUR 24,60 (Paperback); 226 pages

Cass R. Sunstein's new book is the written version of the Seeley Lectures he delivered at Cambridge University in March 2004. Sunstein's main goal in the book is to make a case against the idea that regulation should aim at protecting people from potential harms, even if regulators do not know the magnitude of the risks associated with those harms. This idea is expressed by the Precautionary Principle – a principle which, in the last couple of decades, has become increasingly influential in regulatory policy all over the world.

The case against the Precautionary Principle is developed in the first part of the book. The second part argues for a more suitable framework for risk regulation. Along the way, Sunstein draws heavily from recent research in risk management, psychology, and behavioral economics; he also presents a wealth of examples and illustrations. For the reader unfamiliar with these fields, parts of the book can be read as useful surveys.

Chapter 1 begins by reconstructing the Precautionary Principle from examples of real-world legislation and law. It points out that the principle has weaker and stronger forms. In its weakest forms, all it suggests is that regulation may be desirable even if there is no conclusive evidence of the real magnitudes of the risks. In its stronger forms, the principle may require that a "margin of safety" is built into policies, or that an activity should be prohibited until its safety is demonstrated beyond doubt, or that prohibitions are justified even if there is no conclusive evidence that the risks associated with the activity are real.

Sunstein's objection to the Precautionary Principle is that it is incoherent and paralyzing, at least in its stronger forms. It is incoherent because the steps to reduce some particular risk lead to the rise of other risks. There are always "risks on all sides": if regulators prohibit an activity, other risks arise (or remain unaddressed). Thus, the principle proscribes the regulatory prohibition which it is supposed to prescribe. This way, the principle is paralyzing because it gives no recommendations at all: it prohibits the very steps that it requires.

To use a couple of Sunstein's many examples, if regulators take a precautionary approach towards medical advances, they protect people from the possible harms of insufficiently tested technologies or drugs – but at the same time they fail to prevent the harms which could be decreased by the introduction of new drugs and technologies. If we close down nuclear power plants, we have to find some other source of energy – but the alternatives will almost certainly increase or create other hazards. In economic terms, the Precautionary Principle requires to allocate resources to decrease the risks of significant harms, while it would seem to prohibit these very expenditures because they lead to increased risks elsewhere.